

(Nachdruck verboten.)

15] Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

„Herr Lehrer,“ begann er, näherte sich ihm und tippte leise mit dem Finger auf seine Schulter, „Herr Lehrer, hören Sie, ich will Ihnen etwas sagen.“

Gabrecht richtete sich auf, lächelte trübsinnig und sprach: „Bist noch da, dummer Junge, geh nach Hause. — Geh!“ wiederholte er streng, als seine erste Aufforderung ohne Wirkung blieb.

Babel jedoch stand fest wie ein verkörperter Entschluß, blickte dem Lehrer ruhig in die Augen und beteuerte, nach Hause gehe er nicht, heute müsse er etwas anfangen. Er habe schon im Kloster anfangen wollen, dort sei es aber nichts gewesen, und so hätte er, beim Herrn Lehrer anfangen zu dürfen.

„Was,“ fragte der, „was denn anfangen?“

„Das neue Leben,“ erwiderte Babel und mußte erstaunlich gut Bescheid darüber zu geben, wie er sich es vorstelle. Im Kloster hatte er demütig gebeten, man möge ihn behalten; dem Lehrer versprach er in beinahe tröstlicher Weise, er werde von nun an immer bei ihm bleiben und dafür sorgen, daß ihm ein rechter Nutzen aus dieser Hausgenossenschaft erwachse. Wie oft habe sich der Lehrer über die Nachlässigkeit ärgern müssen, mit der die Gemeinde ihrer Pflicht nachkam, das zur Schule gehörende Feld zu bestellen. Jetzt wolle er dieses Feld in seine Obhut nehmen und den Garten ebenfalls, bald werde man sehen, ob das Feld noch schlecht bestellt, ob der Garten noch eine Wildnis sei. Nicht eben breit, aber sehr langsam setzte Babel auseinander, wie fleißig er sein und zum Entgelt nichts verlangen wolle, als ein Obdach und die Kost. Geld verdienen konnte er im Spätherbst und im Winter in der Fabrik, wo sie bis zu einem Gulden Tagelohn zahlten. Habe er hundert beisammen, dann ließe sich an den Ankauf von so viel Grund und Boden denken, als man brauche, um ein Haus darauf zu bauen. Seine Schwester werde ihrerseits sparen, und so oft, als nur möglich, wolle er sie besuchen. — er wisse, wie gar sehr böse es für ihn gewesen sei, daß er sie so lange nicht habe sehen dürfen. Am Ende verfiel er wieder in seinen tröstlichen Ton und versprach, sich am Abend regelmäßig beim Lehrer einzufinden: „damit Sie nicht so allein sind, da können Sie lesen in Ihrem —“, schon wollte er sagen Hexenbuch, verschluckte aber glücklich die zwei ersten Silben und sprach nur die letzte aus — „und ich zähl indessen mein Geld.“

Gabrecht hatte ihn reden lassen und dabei einige Male vor sich hingeseufzt: „Dummer Bub,“ aber Babel konnte dennoch bemerken, daß der Lehrer nicht so abgeneigt war, wie er sich stellte, die Ausführbarkeit des vorgebrachten Planes zuzugeben.

„Alles gut,“ sagte er endlich, oder „wenigstens nicht so unvernünftig, wie man's von Dir gewohnt ist; aber doch alles nichts, kann alles nicht sein ohne Erlaubnis der Gemeinde.“

Die werde zu haben sein, der Herr Lehrer solle sich nur recht ansetzen! meinte Babel und versocht seine Meinung mit solcher Unerbittlichkeit, wiederholte, wenn eine neue Antwort auf neue Einwände ihm nicht einfiel, mit so störrischem Gleichmut immer wieder die alte, bis der Lehrer sich überwinden gab und ausrief: „So bleib denn in Gottes Namen, wenn Du schon nicht wegzubringen bist, Klette!“

Da machte Babel einen Freundensprung, unter dessen Wucht der Boden zitterte, und juchzte: „Ich hab's ja gewußt, der Herr Lehrer wird mir helfen.“

Der Lehrer verwies ihm seine Blumpheit, seine Wildheit, und immerfort zankend, aber mit einem ungewohnten Ausdruck tiefinnigster Zufriedenheit in seinem armen, grauen Gesicht, traf er Anstalt zur Bewirtung und Aufnahme des Gastes. Babel erhielt ein Butterbrot, das ihm so ausgezeichnet schmeckte, wie noch nie zuvor und wie auch später niemals wieder ein Butterbrot, und wurde in die aus Bimmer stehende Kammer gewiesen: Der Lehrer breitete einen Kofen auf dem Boden aus. „Da streck Dich aus und

schlaf gleich ein,“ befahl er, deckte den Jungen mit einem fadenscheinigen Radmantel zu und ging, die Tür hinter sich schließend. Babel blieb im Dunkeln zurück und hatte den besten Willen, der letzten Weisung des Lehrers nachzukommen; doch gelang es ihm nicht, denn seine Seele war des Jubels zu voll. So hatte es denn angefangen, das neue Leben! so lag er nicht mehr frierend, zusammengekauert im Flur der Hirtenhütte, in dem der Wind eisfalt und messerscharf durch die klaffenden Türspalten drang; er lag unter einem Mantel aus wirklichem Tuch in einer Kammer, wo die Luft fest eingeschperrt war, und wo es vorzüglich roch, nach allerhand guten Sachen, nach altehrwürdigen Gewändern, nach Schabenträutern, nach Stiefeln, nach saurer Milch. Wie wohl befand er sich und wie genöß er im voraus die Freude, die Milada haben würde an seinem Glück! Im Gedanken an seine Schwester schloß er die Augen. Er schlief ein, und als er mitten in der Nacht erwachte, schimmerte die schlanke Sichel des jungen Mondes durchs Fenster herein. Er grüßte ihn und sagte zu ihm: „Auch Du fängst an, wir fangen beide an.“ Dabei überkam ihn, trotz all des Neuen, das in ihm gärte und feimte, zum erstemal nach langer, langer Zeit ein Heimatsgefühl. Plötzlich stieg die Erinnerung an die Nächte vor ihm auf, die er einst mit seinen Eltern unter den Dächern der Biegelschuppen zugebracht, in der Fremde und doch zu Hause, weil ja das ganze häusliche Elend mitgezogen war. Und nun gab es für ihn wieder ein zu Hause und ein besseres als das frühere; er brauchte den Vater nicht mehr zu fürchten, und die Mutter war fern . . . Die Mutter freilich wird wiederkommen und dann . . . Es durchrieselte ihn, er hüllte sich dichter in den Mantel und sprach ein kurzes, kräftiges Gebet, dessen Hauptinhalt lautete:

„Lieber Herrgott, Du siehst, daß ich den rechten Weg eingeschlagen habe; jetzt, lieber Herrgott, paß' auf, daß ich ihn nicht wieder verlassen muß.“

9.

Als der Lehrer am folgenden Tage zum Bürgermeister kam, lag dieser von Schmerz gequält auf dem Bette. Er hatte in seinem jämmerlichen Zustand nicht das geringste Interesse für Wohl und Weh der Mitmenschen. So oft Gabrecht auch begann, von Babel zu sprechen, der Kranke kam immer auf sich, auf seine Leiden, auf seine Klagen über den Arzt zurück, der alle Fingerlang daherlaufe, ihm das Geld aus der Tasche stehle und nicht helfe. Um wie viel besser dran als er war seine Magd! Ja, diel vor ein paar Wochen so krank und so matt, daß sie sich kaum hatte auf den Beinen halten können, jetzt frisch und gesund. Und warum? weil sie von allem Anfang an vom Arzt nichts hatte wissen wollen, weil sie, ohne erst lange zu fragen, zum Weib des Hirten geschickt um ein Mittel. Das hatte geholfen, gleich nach einer Stunde war sie hergestellt.

Der Lehrer sagte: „Gm, hm!“ und brachte von neuem die Angelegenheit Babels vor, worauf ihm der Patient nochmals die Geschichte der wunderbaren Heilung seiner Magd erzählte.

„Und was beschließt Ihr über den Babel?“ fragte der Schulmeister und erhielt endlich den Bescheid, er solle sich an die Räte wenden.

So machte er denn die Runde bei den Räten. Einer nach dem andern hörte ihn ernsthaft und geduldig an, und jeder sagte: „Da müssen Sie zuerst zum Bürgermeister.“

„Der Bürgermeister schickt mich zu Euch.“

„Ja, dann müssen Sie zu den zwei anderen Räten.“

Selbständig einen Entschluß zu fassen oder nur eine Meinung auszusprechen, dahin war durch ruhiges Zureden seiner zu bringen; und in Eifer zu geraten, hütete sich Gabrecht, um nicht bei den mißtrauischen Dorfvätern in den Verdacht irgendeiner eigennützigen Absicht bei der Sache zu kommen.

Zulezt ging er ins Schloß, um dort für seinen Schilling zu wirken, kam jedoch übel an. Der Brief aus dem Kloster hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Die Frau Baronin machte sich bittere Vorwürfe, die Zusammenkunft der Geschwister befürwortet zu haben, war sehr aufgebracht gegen Babel, wollte nicht mehr von ihm sprechen hören und riet dem Schul-

meißter, den Säckel ein für allemal seinem Schicksal zu überlassen.

Die Woche verfloß; Virgil begab sich täglich nach Her Schule, um den Babel abzuholen; aber der Junge ließ sich entweder nicht finden oder leistete offenen Widerstand. Da wanderten endlich der Girt und sein Weib zum Bürgermeister und ersuchten ihn, seine Autorität geltend zu machen und den Wuben zur Rückkehr zu ihnen zu zwingen. Der kranke Mann versprach alles, was sie verlangten, blickte zwischen jedem mühsam herausgestoßenem Satz die Wunderdoktorin fragend, fast flehend an und ächzte, nach seiner schmerzenden, rechten Seite deutend: „Da sitzt's! Da sitzt der Teufel!“

„Mein Gott, mein Gott!“ sprach das Weib, „Rechts, ja rechts, da tut's weh, das ist die Leber.“

„Die Leber . . . Nun ja — Sie sagt also wenigstens etwas, Sie . . . Sie sagt, die Leber ist's. Aber der Doktor, Der sagt nicht Leber und gar nichts.“

„Sag nichts und weiß nichts,“ sprach das Weib mit überlegener, wegwerfender Miene.

„Weiß nicht einmal eine Finderung, weiß gar nichts.“

Die Virgiloba erhob die gefalteten Hände zur Höhe ihrer Lippen und hauchte über die Fingerspitzen: „Ach Gott, ach Gott! und wenn man denkt, wie leicht dem Herrn Bürgermeister zu helfen wäre!“

Der Kranke häunnte sich auf seinem Lager: „Meinst Du? . . . So hilf mir!“

„Wenn ich nur dürft,“ entgegnete sie mit einem raschen, kauernden Blick. „Wenn ich nur etwas schiden dürft! . . . In vierzehn Tagen wären Sie gesund.“

„So schick mir etwas, schick! . . . Aber — das Maul gehalten . . . verstehst Du? . . .“ Er unterbrach sich, um ängstlich auf Schritte und Stimmen, die sich näherten, zu horchen, und fuhr dann leise fort: „Wenn's dunkel wird, kommt die Magd und holt's.“

„Ich schick den Wuben, der wird besser sein, da setzen Sie Dem auch gleich den Kopf zurecht und sagen ihm: Wo Du hing hörst, da gehst wieder hin. Die Magd soll nur aufpassen bei der Stalltür.“

Der Bürgermeister winkte heftig: „Um neun. Geht fort — geht!“

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken David Humes.

II.

Grade der Pflicht.

Die Praxis des Lebens trägt mehr dazu bei, uns die Abstufungen unserer Pflicht zu lehren, als die scharfsinnigste Philosophie, die jemals erdormen wurde.

Gütergemeinschaft.

Man sieht überall, daß herzliche Zuneigung zwischen Freunden Gütergemeinschaft bewirkt, und daß besonders Eheleute ihr persönliches Eigentum aufgeben und nichts wissen von dem Mein und Dein, das in der menschlichen Gesellschaft so notwendig ist und doch so viel Störung verursacht. Denselben Erfolg erzeugen Veränderungen in den äußeren Verhältnissen der Menschen; wenn zum Beispiel von einer Sache ein solcher Ueberfluß da ist, daß alle Wünsche aller Menschen befriedigt werden können. In diesem Falle hört der Unterschied des Besizes vollständig auf und alles bleibt Gemeingut. Dies gilt zum Beispiel mit Bezug auf Luft und Wasser, obgleich diese die wertvollsten äußeren Güter sind; hieraus können wir leicht schließen, daß Rechtsordnung und Rechtswidrigkeit gleich unbekannt in der Menschheit sein würden, wenn den Menschen alles in gleichem Ueberfluß zuteil würde, oder wenn jeder für jeden anderen dieselbe Zuneigung und zarte Rücksicht hätte, wie für sich selbst.

Rechtsordnung und Güter.

Man steigere das Wohlwollen der Menschen gegeneinander oder die Freigebigkeit der Natur in genügendem Maße und die Rechtsordnung wird überflüssig. Andere, edlere Tugenden und wertvollere Segnungen treten an ihre Stelle. Die Selbstsucht des Menschen wird dadurch angefaßt, daß wir im Verhältnis zu unseren Bedürfnissen nur wenig Güter besitzen. Um diese Selbstsucht in Schranken zu halten, mußten die Menschen aus der Gemeinamkeit des Besizes heraustrreten und zwischen ihren Gütern und denen anderer unterscheiden.

Die gefährlichen Konsequenzen.

Keine Denkweise ist häufiger und zugleich tabelnswerter, als der Versuch, bei philosophischen Debatten eine Hypothese abzuweisen unter dem Vorwand ihrer gefährlichen Folgen für Religion und

Sittlichkeit. Führt uns eine Ansicht zu Absurditäten, so ist sie sicher falsch; aber eine Ansicht ist nicht sicher falsch, weil sie gefährliche Folgen hat. Auf solche Beweisquellen sollte man gänzlich verzichten, da sie nicht zur Entdeckung der Wahrheit beitragen und nur geeignet sind, die Person eines Gegners zu verunglimpfen.

Das Wunder des Regierens.

Nichts kommt dem, der die menschlichen Dinge mit einem philosophischen Auge betrachtet, erstaunlicher vor, als die Leichtigkeit, womit die Vielen von den Wenigen regiert werden, und die blinde Sinecure, womit Menschen ihren eigenen Sinn und Willen dem Sinne und Willen ihrer Beherrscher überlassen.

Reichtum und Armut.

So wie die Vielheit mechanischer Künste vorteilhaft ist, ebenso vorteilhaft ist auch die große Anzahl von Personen, denen die Erzeugnisse dieser Künste zuteil werden. Ein zu großes Mißverhältnis unter den Bürgern schwächt allemal den Staat. Es sollte wo möglich jedermann die Früchte seiner Arbeit wenigstens so weit zu genießen bekommen, daß er sich in dem vollen Besitz aller Notwendigkeiten und mancher Bequemlichkeiten des Lebens befände. Niemand kann zweifeln, daß eine solche Gleichheit höchst schädlich für die menschliche Natur sei, und weit weniger das Glück der Reichen vermindert, als sie das Glück der Armen vermehrt. Auch vergrößert sie die Macht des Staates . . . Sind die Reichtümer unter Vielen zerstreut, so wird die Steuerbürde leicht von jeder Schulter getragen und aus den Auflagen entsteht in einem jeden Art zu leben nicht ein sehr merklicher Unterschied. Dazu kommt, daß, wo die Reichtümer in wenigen Händen sind, auch alle Macht diesen Wenigen gehören muß, welche sich gern untereinander einberufen werden, die gesamte Last auf die Armen zuwälzen, und ihnen je länger je mehr aufzubürden, bis zur gänzlichen Vernichtung aller Betriebamkeit.

Regierungsform und soziale Lage.

Die Armut des gemeinen Volkes ist eine natürliche, wo nicht gar unfehlbare Folge von einer unumschränkten Monarchie; ob schon ich zweifle, daß auf der anderen Seite sein Wohlstand eine unfehlbare Folge von der Freiheit sei. Es müssen besondere Zufälle und eine gewisse Denkungsart mit der Freiheit zusammen treffen, wenn sie diese Wirkung hervorbringen soll . . . Wo die Landleute und die Handwerker gewohnt sind, um niedrigen Lohn zu arbeiten und nur einen kleinen Teil von den Früchten ihrer Arbeit zu behalten, da fällt es ihnen selbst unter einer freien Regierung schwer, ihre Umstände zu verbessern oder sich untereinander zur Steigerung ihres Lohnes zu verständigen. Aber selbst, wo sie einer besseren Lebensart gewohnt sind, ist es den Begüterten unter einer willkürlichen Regierung leicht, sich wider sie zu vereinigen und ihnen die gesamte Last der Abgaben aufzubürden.

Konkurrenzfähigkeit.

In dem auswärtigen Handel empfinden die Engländer einige Nachteile wegen des hohen Preises der Arbeit, welcher zum Teil eine Folge von der Wohlhabenheit ihrer Handwerker sowohl als von dem Ueberfluß des Geldes ist; aber der auswärtige Handel macht nicht die Hauptsache aus und ist mit dem Glücke so vieler Millionen gar nicht in Vergleich zu stellen.

Die drei Notwendigkeiten.

Die menschliche Glückseligkeit scheint aus drei Bestandteilen zusammengesetzt zu sein: aus Tätigkeit, Vergnügen und Ruhe.

Kultur der Arbeit.

Dasselbe Zeitalter, das große Philosophen und Staatsmänner, berühmte Feldherren und Dichter hervorbringt, hat gewöhnlich einen Ueberfluß an geschickten Webern und Schiffszimmerleuten. Es läßt sich vernünftigerweise nicht erwarten, daß ein Stück Wollenzug von hoher Vollkommenheit in einer Nation befertigt werden wird, in der man von Astronomie nichts weiß oder die Sittenlehre vernachlässigt. Der Geist des Zeitalters wirkt auf alle Künste; und die Menschen, einmal aus ihrem Geisteschlaf ermuntert und in Schwung gesetzt, wenden sich nach allen Seiten und bringen in jeder Kunst und Wissenschaft Verbesserungen an. Tiefe Unwissenheit wird gänzlich verbannt und man genießt des Vorrechtes vernünftiger Geschöpfe, zu denken sowohl als zu handeln und die Vergnügen des Geistes sowohl als des Körpers auszubilden.

Die Grundlage der Gesellschaft.

Gehe, Ordnung, Polizei, Erziehung, das alles kann niemals zu einiger Vollkommenheit gebracht werden, bevor die menschliche Vernunft sich durch Übung und Fleißigkeit auf die gemeineren Künste, wenigstens des Handels und der Manufakturen, verfeinert hat. Kann man erwarten, daß von einem Volke eine Regierung gut werde eingerichtet werden, wenn es nicht einmal ein Spinnrad zu verfertigen oder einen Webstuhl vorteilhaft zu gebrauchen versteht?

Geld.

Es ist offenbar, daß Geld weiter nichts als der Stellvertreter

von Waren und Arbeit ist und bloß ein Mittel abgibt, selbige zu schätzen und zu vergleichen. . . . Es kann also die größere Geldmenge, wenn man ein Volk für sich allein nimmt, von keinen Folgen, weder guten noch schlimmen sein. . . . Aber ungeachtet dieses Schlusses ist es gewiß, daß seit Entdeckung der amerikanischen Bergwerke die Betriebbarkeit bei allen europäischen Nationen zugenommen hat; und mit Recht kann dies, unter anderen Ursachen, vornehmlich der Zunahme von Gold und Silber zugeschrieben werden. . . . Von dieser Erscheinung ist es nicht leicht, den Grund einzusehen, wenn man bloß jene Wirkung betrachtet, die ein größerer Geldvorrat in dem Lande selbst hat, den Preis der Waren zu erhöhen, und einen jeden zu nötigen, eine größere Anzahl von jenen gelben und weißen Stücken für alles, was er einkauft, zu bezahlen. . . . Um diese Erscheinung zu erklären, müssen wir bedenken, daß der hohe Preis von Waren, obgleich er eine notwendige Folge von der Zunahme des Goldes und Silbers ist, dennoch nicht gleich unmittelbar nach dieser Zunahme eintritt, sondern daß einige Zeit dazu gehört, bis das Geld durch den ganzen Staat umläuft und seine Wirkung allen Klassen des Volkes fühlbar macht. . . . Bloß in dieser Zwischenzeit oder mittleren Lage, zwischen der Erwerbung des Geldes und dem Steigen der Preise, ist die Zunahme von Gold und Silber für die Betriebbarkeit günstig.

Der Reichtum der Nation.

Menschen und Waren machen die eigentliche Stärke jeder bürgerlichen Gesellschaft aus.

Gottesgnadentum.

Alles, was wirklich geschieht, gehört in den allgemeinen Plan der Vorsehung, und der größte und rechtmäßigste Fürst kann aus diesem Grunde nicht mehr Anspruch auf besondere Heiligkeit oder unerleidlisches Ansehen machen, als jede geringere Magistratsperson oder sogar ein Usurpator oder selbst ein Straßen- und Seeräuber.

Die ideale Verfassung.

Alle Staatsverfassungspläne, die eine große Reform in den Sitten der Menschen voraussetzen, sind leere Phantasien.

Die gewöhnliche Meinung ist falsch, als ob kein großer Staat, wie Frankreich oder Großbritannien, jemals zu einer Republik gemodelt werden, sondern eine solche Regierungsform nur in einer Stadt oder einem kleinen Gebiet Platz nehmen könne. Das Gegenteil scheint ganz glaublich zu sein.

Demokratien sind stürmisch. . . . Aristokratien passen besser zu Friede und Ordnung, aber sie sind eifersüchtig und unterdrückend. In einem großen Staat, der mit meisterhafter Geschicklichkeit gemodelt ist, gibt es ein weites Feld für alle Verbesserungen der Demokratie von dem niederen Volk an, das zu den ersten Wahlen oder der ersten Verdauung des Gemeinwesens zugelassen werden mag, bis zu den höheren Obrigkeiten, von denen alle Bewegungen gelenkt werden.

Parteien.

Von allen Parteien sind die aus realen Interessen die vernünftigsten und entschuldigbarsten. Wo zwei Stände von Menschen, wie die Adligen und die Bürgerlichen, ein verschiedenes, nicht sehr genau abgetrenntes und gemodeltes Ansehen in einer Regierung haben, da gehen sie natürlich einem verschiedenen Interesse nach. . . .

Die Psychologie des Geistlichen.

Obgleich alle Menschen zu gewissen Zeiten und in gewissen Gemütslagen einen starken Glauben an Religion haben, so gibt es doch wenige oder keinen einzigen, der ihn so lebhaft und so anhaltend empfindet, als erforderlich ist, den Charakter dieses Berufes auszuüben zu halten. Es muß sich daher treffen, daß Geistliche, da sie aus der gemeinen Menschenmasse, so wie jeder andere zu seinem Berufe, durch die Absichten auf Gewinn herausgezogen sind, dem größeren Teile nach. . . . für nötig finden werden, bei besonderen Gelegenheiten sich andächtiger zu stellen, als sie zu der Zeit wirklich sind, und den Anschein von Inbrunst und Ernstlichkeit zu behalten, selbst wenn sie von den Übungen ihrer Religion ganz abgetrennt oder ihre Gemüter mit den gemeinen Lebensgeschäften besungen sind. Sie müssen nicht, gleich der übrigen Welt, ihren natürlichen Regungen und Empfindungen Raum geben, sie müssen über ihre Blide, Worte und Handlungen wachen; und um die Verehrung, die ihnen von der Menge erwiesen wird, zu behaupten, müssen sie nicht nur eine ausnehmende Zurückhaltung beobachten, sondern müssen den Geist des Aberglaubens durch eine anhaltende Grimasse und Heuchelei befördern.

F r ö m m l e r .

Alle vorsichtigen Menschen sind auf ihrer Hut, wenn ihnen irgend ein außerordentlicher Ansehen von Religion aufsteht.

Die Kreuzotter.

Von C. Schenking.

Wenn im Frühling das Wetter beständiger geworden ist, Ende April oder Anfang Mai, erwacht das einzige giftige Tier Deutsch-

lands aus seinem Winterschlaf, die Kreuzotter. Man findet sie fast überall. Dem müden Wanderer droht sie in dem lodend schwelenden Mooslager, dem Freunde der Pflanzenwelt auf dem Grunde des wilden Blumenbeetes, dem fleißigen Schnitter im Erntefelde, dem beerensuchenden und reisigleisenden Armen im dürren Waldlaube. Wenn schon sie die verbreitetste aller Landschlangen ist, von den Gestaden des Atlantischen bis zu denen des Stillen Ozeans vorlomm, in der Ebene gefunden wird und im Gebirge bis zu 2500 Meter aufsteigt, so fehlt sie in einzelnen Gegenden ihres Verbreitungsgebietes doch gänzlich, und in den übrigen ist sie keineswegs gleich häufig vertreten. So trifft man sie z. B. in der Mark Brandenburg, abgesehen von der Umgebung Berlins, nur vereinzelt und zerstreut an. Auf die Beschaffenheit des Bodens gibt sie nicht viel, zieht jedoch in der Ebene den Moor- und Torfboden dem reinen, sandigen und dem Lehmboden vor. Jedoch tritt sie aus ihren Lieblingsstandorten im Flachland, den bruchigen, moorigen, torfigen Streifen, die von niedrigen, mit Heidel- und Kauschbeeren, Borst- und Moosen bewachsenen Hügeln unterbrochen sind, auch auf Sandboden mit Wiesen und Kiefern über; dem eigentlichen Kulturland, dem dichtgeschlossenen reinen Hochwald und der finsternen Taleinschnitten bleibt sie jedoch fern. Beim plötzlichen Erscheinen einer einzelnen Kreuzotter in einer ortsfreien Gegend hat man zunächst an eine unabhängige Verschleppung durch Waldstreifen, Reisig und dergleichen zu denken. Denn unter solchen Dingen — unter Holz- und Rindenstapeln, unter Moos und Heidekraut, unter Heuhaufen und Gärten — vertritt sich die Kreuzotter nicht selten, wenn auch Rüsse- und Maulwurfslöcher, Steinhäufen oder morsche Baumstümpfe, Felspalten oder Höhlungen unter Wurzelwerk und Erdschollen ihre eigentlichen Schlupfwinkel bilden. In dergleichen Verstecken hält sie auch ihren Winterschlaf ab, der im allgemeinen nicht sehr fest zu sein scheint, denn in milden Wintern hat man sie bereits Mitte März beobachtet.

Wald nach beendeten Winterschlaf beginnt die Paarungszeit. Höchst wahrscheinlich vereinigen sich die Tiere des Nachts und bleiben dabei mehrere Stunden in Umschlingung, so daß man sie noch am folgenden Tage auf der Stelle, die sie erwählten, liegen sehen kann. Häufig geschieht es, daß sich mehrere Kreuzotterpaarchen während der Begattung verknäueln und dann einen Haufen bilden, der möglicherweise zur Sage vom Haupte der Gorgonen Veranlassung gegeben hat. Tritt man einem solchen Otterklumpen näher, so erheben alle Tiere die Köpfe, züngeln und zischen, bleiben aber hartnäckig auf derselben Stelle liegen, ohne auch nur einen Versuch zum Fliehen zu machen. Im August oder September legt das Weibchen 5 bis 15 Eier, aus denen sofort — nicht selten schon im Mutterleibe — die schon mit Giftzähnen versehenen 18—21 Zentimeter langen Jungen anschlüpfen. Während diese zunächst im Stokorit der dunklen Mutter ähnlich sind, nehmen sie später eine das Geschlecht charakterisierende Färbung an.

Es ist ein läßliches, ein besäames Armutzeugnis für unseren geprüften deutschen Schulunterricht, daß unter Hunderten „gebildeter“ Leute kaum zehn das einzige für den Menschen wirklich gefährliche deutsche Tier kennen. Von diesen zehn hat einer die Kreuzotter wirklich gesehen, die übrigen neun erinnern sich bloß des auswendig gelernten Kreuzes auf dem Rücken — das nicht einmal da ist — und der Biazadlinie über den Rücken; und eben weil sie diese Kennzeichen nicht durch Anschauung zu eigen gemacht haben, so trauen sie dem Wetter nicht und schlagen alles, was Schlange heißt, einfach tot, wenn nicht beide, Schlange und Mensch, vor einander ausreifen.

Das trotz seiner Gefährlichkeit doch in manchen seiner Farbenpielarten schon zu nennende Tier fährt, wie alle in Runde der Leute lebenden, sehr verschiedene Namen. Die Kreuzotter heißt auch noch Kupferschlange, Kupferotter, Hahlotter, Hahelnatter, Abder oder, weil sie lebendige Junge gebärt, Wiper, denn Wiper, Vipera, kommt von vivipara = lebendig gebärend, her.

Von unseren vier deutschen Schlangengattungen erreicht sie das geringste Längenmaß. Das Männchen wird 50—60 Zentimeter, das Weibchen 70 und mehr Zentimeter lang. Dabei ist sie aber verhältnismäßig dicker und gedrungener und daher in ihren Bewegungen etwas steifer, weit weniger die eleganten Ringe und Schlingen bildend wie die anderen.

Die Grundfarbe ist sehr verschieden, so daß die allgemeine Färbung nicht ausreichend sein würde, den Feind zu erkennen und von unschädlichen Schlangen zu unterscheiden, deren zwei, die Ringelnatter und die glatte Natter, in der Grundfarbe mit der Kreuzotter oft ziemlich übereinstimmen. Die Männchen sind im allgemeinen heller als die Weibchen, hell aschgrau, silberweiß oder gelblichweiß, höchstens etwas ins Bräunliche ziehend; die dunkleren Weibchen haben eine graubraune bis dunkel schmutzig braun- oder olivengrüne Farbe. Eine Farbenvarietät heißt wegen der rabenschwarzen Färbung Höllennatter. Je dunkler die Grundfarbe, desto leichter ist ein Verkennen möglich, denn dann tritt das charakteristische Merkmal, das alle Farbenspielarten der Kreuzotter unveränderlich festhalten, auf dem dunkeln Grunde nicht deutlich hervor. Dieses Merkmal ist eine schwarze Biazadlinie, die vom Rücken an bis zur Schwanzspitze den Rücken entlang verläuft. Zuweilen löst sich stellenweise diese Linie in rautenförmige aneinander gereihte oder etwas voneinander abstehende Flecke auf, aber niemals hört sie ganz auf, eine erkennbare Biazadlinie zu sein. Schon der Umstand, daß diese immer tief braun- oder blauschwarz gefärbte Zeichnung auf der Mittellinie des Rückens verläuft, zeichnet die Schlange von den übrigen deutschen Arten aus. Außer

der Rücklinie finden sich noch mit ihr stets gleichgefärbte, fiedernadelkopfgroße runde oder rundliche Flecke, namentlich je einer den einjringenden Winkeln der Rücklinie gegenüber.

Neben dieser allgemeinen Färbung und Zeichnung sind die des Kopfes um so mehr besonders hervorzuheben, als der gebräuchlichste deutsche Name nach einer Farbenzeichnung des Scheitels gebildet ist, und in den einander meist gedankenlos nachbetenden Beschreibungen gesagt wird, die Kreuzotter habe ein schwarzes Kreuz auf dem Kopfe. Das traditionell gewordene Kreuz des Scheitels besteht aus zwei nicht immer in ihrem ganzen Verlaufe deutlich ausgeprägten schwarzen gekrümmten Linien, die mit ihrer Krümmung wohl ziemlich, aber nie vollkommen aneinander stoßen. Die Figur ähnelt daher mehr zwei mit dem Rücken aneinander gesetzten, sich aber nicht berührenden Klammerzeichen (als dem Malzeichen X).

Der Kopf ist von einem etwa stumpf dreieckigen Umriß. Im Augenblicke der Wut tritt aus dem geöffneten, bis weit hinter die Augen gespaltenen Nasen die zweispitzige Zunge hervor, die sonst in einer auf dem Mundboden liegenden und vorn schräg abgeschnittenen Höhle ruht. Oben am Gaumen befinden sich die zwei auf Giftdrüsen stehenden feinen, gekrümmten Gifthalen, die zum Visse ausgerichtet und in der Ruhe durch elastische Bänder niedergezogen werden können. Die Giftdrüsen stehen zwischen den zahlreichen Speicheldrüsen, die den reichlichen schleimigen Geifer zum Einspeicheln des großen Vissens absondern. Jeder der beiden Gifthalen hat hinter sich ein ganzes Arsenal in der Ausbildung begriffener kleinerer, von denen der nächste sofort nachdrückt und sich schnell vollends ausbildet, wenn der aktive ausgebissen ist. Die Giftzähne laufen in eine unbeschreiblich feine Spitze aus und sind in ihrer dickeren, unteren Hälfte hohl, um das Gift in die Wunde zu leiten. Die Durchbohrung mündet in eine feine Rinne der vorderen Hälfte. Außer den Gifthalen finden sich noch oben und unten je zwei Reihen kleinerer, aber gleichfalls hakenförmiger eigentlicher Zähne. Wenn die Schlange das Maul aufreißt, treten die Giftzähne aus der Schleimhautfalte heraus und stellen sich senkrecht, worauf die die beiden Giftblasen umgebende Muskulatur meist auf diese drückt und ihren Inhalt in die Zähne treibt, an deren offenen Ende dann ein Giftröpfchen hervortritt, das in die Wunde übergeht, andernfalls in die Giftdrüsen zurücksteigt. Kaum Gift genug, einen erwachsenen Mann zu töten, wenigstens wenn er gesund und nicht sehr leidend ist, reicht die Menge aber hin, das gebissene Glied bis auf seinen doppelt gewöhnlichen Umfang anschwellen zu lassen und den Verletzten in schweres Unwohlsein zu versetzen.

Der Biß der Kreuzotter hinterläßt nur von den zwei Gifthalen kleine, einige Millimeter auseinander stehende punktförmige Wunden. Unter Umständen, unter denen namentlich besondere Wut der Schlange, Vollblütigkeit und rascher durch heißes Wetter erregter Blutkreislauf des Gebissenen von Einfluß sind, kann der Biß unferen größten Säugetieren und selbst dem Menschen tödlich werden. Es werden ja immer wieder Fälle verzeichnet, daß Menschen an den Folgen des Bisses einer Kreuzotter starben. Lind hat wahrscheinlich recht, wenn er annimmt, daß das in Deutschland alljährlich zweimal der Fall ist, während zwanzigmal mehr durch sie vergiftet aber noch gerettet werden.

Die Wirkung des unendlich kleinen Giftröpfchens ist zuweilen staunenerregend, indem es den ganzen Organismus vollständig lähmt, und wenn auch zuletzt Genesung erfolgt, doch tagelang die heftigsten Anfälle hervorruft. Die Wirkung beruht in einer Blutvergiftung, was ihre große Erbschlichkeit begreiflich macht, indem dieser, das Leben speisende rußige Saft die tobbringende Beimischung schnell im ganzen Körper verbreitet oder vielmehr die an der gebissenen Stelle empfangene chemische Entmischung schnell fortpflanzt. Daher muß die erste Sorge des Heilverfahrens auf die Verhinderung dieser Verbreitung der Giftwirkung im Blute bedacht sein. Wundstellen sind sofort anzuzusaugen, d. h. wenn Lippen und Mundhöhle vollständig gesund sind. Daß man außerdem die Wundstelle ausschneidet und ausbreutet oder doch bis zum Eintritt ärztlicher Hilfe einen harten Gegenstand, beispielsweise ein Steinchen, so fest, wie man es vertragen kann, auf sie bindet, bedarf besonderer Erwähnung nicht. Indessen ist Weingeist, d. h. Branntwein, Rum, Kognak, Arrak, in sehr starken Gaben genossen, das wirksamste aller der unzähligen Gegenmittel, dabei kann man es sich selbst im kleinsten Dorfe beschaffen.

Wie auf Menschen wirkt der Kreuzotterbiß auch auf warmblütige Tiere. Und wenn nur so wenig Fälle von Verwundungen des Wildes und der Herdentiere bekannt werden, so mag das glatte oder dicke Haarleid ein festes Zubeißen der Viper verhindert haben, wie wahrscheinlich auch das gesunde, durch Luft, Licht und natürliche Nahrung frisch erhaltene Blut der freien Kreatur der bis ans Herz hinan schleichenden Lymphe den Sieg erschwert. Bekanntlich gibt es einige Haar- und Federtiere, die den zerstörenden Wirkungen des Ditterngiftes besonders schwer zugänglich sind; solche sind der Igel, der Iltis, das Biesel. Diese wie auch die natürlichen Feinde dieser Schlange, den Dachs, den Schlangen- und Schreiadler, den Mäusebussard, den Fuchshund und Storch sollte man in otterreichen Gegenden möglichst schonen.

Um sich vor der Gefahr zu schützen, trage man beim Durchstreifen von Geländen, die von Ottern bewohnt werden, derbes Schuhwerk, möglichst Schafstiefel, denn Leder, dicke Wollstoffe und dergleichen vermögen die feinen Giftzähne nicht zu durchdringen. Man strede sich nicht ohne weiteres auf ein Mooslager nieder,

sondern untersuche erst; man greife nicht mit bloßen oder wenig geschützten Händen in hohle Baumstümpfe, Erdlöcher, unter Steinhäufen, Holzstapel usw. Lang ausgestreckt daliegende Schlangen berühre man nicht oder doch nur, wenn man durch Rodergeruch erfahren hat, daß dieselben verendet sind. Bei Winterarbeiten im Lager aufgefundenen erstarrte Kreuzottern nehme man nicht auf, denn die leiseste Wärmeübertragung ruft die Tiere ins Leben zurück. Also, Vorsicht! Dann soll man aber dieses Gezücht unmaßsächlich verfolgen. Jeder Lehrer sollte seine Schüler über die Kreuzotter belehren, jeder Vater seinen Kindern mitteilen, daß ein einziger kräftiger Nutenhieb über das Nackgrat der Kreuzotter sie umbringt. Nur das man sich nie und nimmer verleiten lasse, das gefälte Tier ohne Vorsicht aufzunehmen, denn der vom Leibe getrennte Kopf beißt ebenso wütend noch um sich wie vordem. Das Gift verliert seine Wirkung nicht, selbst wenn es jahrelang eingetrocknet war. Vorsicht muß also jedem eingeschärft werden, welcher Lust und Willen zeigt, zur Verminderung dieses Reptils beizutragen.

Die Zeit der Ausflüge steht vor der Tür und in der Umgebung Berlins kommen allenthalben Kreuzottern vor — also Vorsicht und nochmals Vorsicht.

Kleines feuilleton.

Volkswirtschaft.

Geld aus Tuch. In dem Begriff des Geldes liegt es keineswegs, daß es aus Metall und gar aus irgend einem edleren Metall bestehen muß, wie das in Europa freilich verhältnismäßig neu-modische Papiergeld zur Genüge beweist. Bei den Naturvölkern werden alle möglichen Dinge als Geld benutzt, dessen Anwendung sich überhaupt erst allmählich aus der Urform des Tauschhandels entwickelt hat. Man wird daher hauptsächlich zwischen zwei großen Gruppen von Geldsorten unterscheiden müssen, einmal solchen, die nur nach Verabredung als Zahlungsmittel gebraucht werden, und solchen, die einen wirklichen und einigermaßen gleichbleibenden Gebrauchswert besitzen. In diese Unterabteilung würde beispielsweise ja auch der Gegenstand von Metallgeld und Papiergeld fallen. Auch bei den Geldarten, die sich bei den Naturvölkern vorfinden, läßt sich dieser Unterschied überall anwenden. Eine besondere Rolle in der Geschichte des Geldes hat das afrikanische Gebiet von Guinea gespielt, und noch heute ist dieser Name selbst für eine Münze oder wenigstens für einen bestimmten Geldbetrag einigermaßen bekannt. Die Engländer nennen die Goldmünze, die nahezu dem deutschen Zwanzigmarkstück entspricht, jetzt zwar meistens Sovereign, zuweilen wohl aber auch noch Guinea. Diese Bezeichnung rührt daher, daß eine solche Münze vor fast 250 Jahren zuerst aus afrikanischem Gold geprägt und in England eingeführt wurde. Es könnte aber noch eine andere Art von Guineen unterschieden werden, die auch als Geld dient, aber weder aus Gold noch aus einem anderen Metall, sondern aus einem Gewebe besteht. Dies Guineatuch ist noch heute im ganzen westlichen Afrika und namentlich in dem Gebiet, das vorzugsweise den Namen der Guinealüste führt, als Zahlungsmittel weit verbreitet. Wie sich schon vermuten läßt, sieht dieser Brauch auf ein hohes Alter zurück, denn Afrika ist im großen und ganzen ein konservativer Erdteil. Die europäischen Mächte, die in diesen Teilen von Afrika der Forschung und Eroberung besonders obgelegen haben, also vorzugsweise Frankreich, haben auf diese alte Sitte selbstverständlich Rücksicht nehmen müssen. Militärische und andere Expeditionen, die dorthin auszogen, konnten nicht Gold und Silber in einem Säckel mit sich führen, um mit den Eingeborenen in Handelsverkehr zu treten, sondern mußten sich mit umfangreichen Ballen von Guineatuch versehen. Noch ziemlich lange wurde den Offizieren oder anderen Beamten in den französischen Schutgebieten dieses Teiles von Afrika die Hälfte ihres Gehalts in Guineatuch ausgezahlt und nur die übrige Hälfte in französischem Geld. Der Grund dafür war ebenso klar wie zwingend, denn diese Leute konnten mit dem europäischen Geld nicht viel anfangen, weil sie all ihre Einkünfte sowie auch die Löhne mit Guineatuch bezahlen mußten. Langsam sind auch dort Änderungen eingetreten, aber das Guineatuch steht als Geld noch immer in hoher Achtung und genießt eine weite Verbreitung, die sich bis nach Marokko erstreckt. Auch dort will man den Vorzug des Metallgeldes noch nicht recht einsehen und rechnet lieber nach Guineen. Eine solche besteht in einem Zeugstück von etwa 15 Meter Länge, 80 Zentimeter Breite und ungefähr 8 Pfund Gewicht. Wenn in Marokko der Preis eines Esels oder der Preis eines Kamels oder einer Last Summarabikum mit so und soviel Guineen angegeben wird, so sind damit stets solche Tuchstreifen gemeint. Das Gewebe wird übrigens in längeren Streifen hergestellt und oft erst beim Abschluß des Handels in einer dem Preis entsprechenden Länge abgemessen. Seiner Beschaffenheit nach ist die Guinee ein ziemlich grobes Baumwollgewebe, das stets mit Indigoblau gefärbt sein muß. Seine hohe Beliebtheit hat es dadurch erworben, daß es gut Farbe hält und nicht leicht schmutzt, so daß die afrikanischen Eingeborenen es trotz ihrer unheimlichen Gewohnheiten lange tragen können, ehe der Schmutz aus diesem Kleidungsstück auffällig sichtbar wird. Auch besteht der Aberglaube, daß die Indigofarbe die Ungeziefere fern hält.